

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 171 (1898)

**Artikel:** Heimweh  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-656928>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 27.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Idylle.

Ich lieg' unter duftenden Tannen  
Am träumerisch schattigen Rain,  
Weißadige Zinken kühn ragen  
Ins Blaue des Himmels hinein.

Da bringt herauf aus dem Thale  
Ein liebliches Glockengetön,  
Mit Ulgewalt zieht's mich hinunter  
Von all den reizenden Höh'n.

Nicht acht' ich des schwindelnden Pfades —  
Mich treibt ein mächtig Gebot;  
Denn unten im Gasthof läutet  
Ein Kellner zur table d'hôte.

## Regel de Tri.

Richter: Sie sind beschuldigt, diesen Mann  
geprügelt zu haben.

Angeklagter: Ich gebe es zu, aber ich  
habe mildernde Umstände anzuführen.

Richter: Welche?

Angeklagter: Der Zeuge fragte mich:  
Wenn eine und eine halbe Henne in einem und  
einen halben Tag ein und ein halbes Ei legt,  
wie viele Eier legen dann zwei dreiviertel Hen-  
nen in siebzehn Stunden?

Richter: Es ist gut; Sie sind freigesprochen.

## Die bösen Fremdwörter.

Frau: „Lina, Sie können heute zur Kirche  
gehen.“

Lina: „Nein, heute gehe ich nicht.“

Frau: „Warum denn nicht?“

Lina: „Der neue Pfarrer ist ein Revolver,  
zu dem gehe ich nicht; dazu soll er so ein  
Fürchthans sein, daß er nie ausgeht, ohne einen  
geladenen Reformier in der Tasche zu tragen.  
Da fürchte ich mich, er könnte in der Predigt  
plötzlich losgehen.“

\* \* \*

A.: „Haben Sie schon gehört, daß die neue  
Gartenwirtschaft zum weißen Raben wieder ein-  
ging?“

B.: „Ja, aber weshalb?“

A.: „Es war eben ein wahrer Constat (Stan-  
dal), wie es dort zugeht, der Wirt hatte von  
Anfang an kein gutes Reaumur (Renommee).“

## Heimweh.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Nachdruck verboten.)

Wenn weit in den Landen  
Wir zogen umher,  
Wie die Heimat, so fanden  
Kein Plätzchen wir mehr.  
Gast draußen auch erklommen  
Der Wonne Gipfel du,  
Es wird dir nimmer werden  
Der Heimat holbe Ruh'.  
Volksweise.



in schöner Maisonntag zu An-  
fang der Sechzigerjahre lag über einem schmucken  
Bergdörfchen unseres lieben Berneroberslandes.  
Hell und klar lachte die Sonne vom wolkenlosen  
Himmel auf das im ersten blumigen Schmuck  
des Lenzes stehende Gelände nieder. Und darüber  
hin erstrahlten und flimmerten die Gletscherfelder,  
die zahlreichen Hörner und Zinken, sowie die  
noch im Schneekleide steckenden Hochalpen in  
blendender Pracht im Widerschein des Sonnen-  
glanzes. Dunkelblau in der Farbe des Aethers  
blinkte auch der Alpensee da drunten in der Tiefe,  
auf dem ein stolz daherziehendes Dampfboot  
blitzende Wellenfurchen hinter sich her zog. Bal-  
samisch strich der Wind in mildem Zuge über  
die von den zahlreichen Blüten des Löwenzahns  
goldig angehauchten Wiesen des Dorfes, in deren  
dichtem Grase Gruppen spielender Kinder sich  
tummelten und in froher Lust einander zu-  
jauchzten.

Und nun erklang das Schlagen der Mittags-  
glocke vom Turme der kleinen saubern Kirche

auf der Anhöhe neben dem Dorfe, zum Zeichen, daß der Gottesdienst soeben zu Ende sei. Scharen feiertäglich gepuzter Kirchgänger kamen gemächlichen Schrittes vom Gotteshause her, die einen, vom Zwang der Schweigsamkeit befreit, laut miteinander schwagend, andere dagegen still und sinnend unter dem Eindruck der eben gehörten Predigt; so strebten sie ihrem Heim entgegen. Noch blieben einige wenige bei den Gräbern teurer Verstorbener zurück, in stiller Andacht ihrer Lieben gedenkend, oder noch einiges an dem heute morgen erneuerten Blumenschmucke ordnend. So standen da neben zwei nur mit schlichten Kreuzen gezierten Gräbern auch zwei noch junge Mädchengestalten in der saubern Landestracht. Beide waren in tiefes Sinnen versunken und über die jugendfrischen Wangen der einen, anscheinend jüngeren, rannen Thränen aus den blauen Augen nieder, auf die mit frischen Blumensträußen geschmückten, stillen Ruhestätten. Es mochten wohl nahe Angehörige, vielleicht sogar die Eltern der Mädchen sein, die hier den ewigen Schlaf schliefen, von dem es kein Erwachen mehr giebt. Und so war es auch, ihre Eltern ruhten hier. Es war ein trauriges Schicksal, das dieselben kurz nacheinander kaum innert Jahresfrist dahingerafft hatte; ein Schicksal, wie es in Gebirgsgegenden leider nur zu häufig Not und Trauer über manche stille, fleißige Familie bringt, deren Ernährer, weil unbemittelt, seinen Verdienst mit mühsamer und oft auch gefährlicher Arbeit erringen muß, wie z. B. mit Holzen, Wildheuen und dergleichen mehr. Auch der Vater der beiden, die wir Bethli und Breni nennen wollen, war im vorletzten Frühjahr bei der Holzarbeit, die er mit mehreren Kameraden ausführte, von einer stürzenden Tanne über einen Felsen hinuntergerissen, jämmerlich verunglückt. Der furchtbare Schreck der Witwe, als man ihr den Toten so unerwartet ins Haus brachte, zog ihr eine schwere Krankheit zu, von der sie nie wieder erstand. Nach einem halben Jahre folgte sie ihrem Manne nach ins Grab.

Ihre beiden Töchter, von denen die ältere, Breni, bereits mit einem braven Handwerker verlobt war, wohnten nun bei der alten, immer noch rüstigen Großmutter von väterlicher Seite und erwarben sich als fleißige, anstellige Arbeiterinnen ihren Unterhalt mit der Ausbülfe in den umliegenden Bauernhöfen, schlicht und

recht, wie es eben ihre Art war. Sie besaßen noch einen Bruder, der weilte aber bereits seit mehreren Jahren im fernen Deutschland, wohin ihn ein sächsischer Gutsbesitzer, der damals die Sommerfrische in den hiesigen Bergen genoß, mitgenommen hatte. Derselbe, ein Herr D., hatte an dem muntern, anstelligem Wesen des kaum zwanzigjährigen Burschen, der, wenn er ihn als Träger auf den Bergtouren begleitete, so hell und led in die Alpenluft hinausjodelte, Gefallen gefunden. So machte er denn dem Christen, wie derselbe hieß, den Antrag, mit ihm zu kommen, um auf seinem großen Gut in Sachsen die Aufsicht über seinen zahlreichen Viehstand zu führen, wofür er ihm bei Zufriedenheit einen schönen Lohn zusicherte.

Christen schlug mit Freuden ein; was konnte er hier in der Gemeinde Besseres finden, das ihm, dem armen Burschen, ein so gutes Einkommen eingetragen hätte? Und nun konnte er, was er jugendmutig sich schon lange gewünscht, endlich einmal sich die Welt da draußen in der Ferne ansehen. „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust“, so jubelte es froh in ihm und so verreise er eines schönen Herbstmorgens mit Herrn D. nach dem Sachsenlande auf dessen Gut, unweit der Stadt Chemnitz.

Er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen; es gehe ihm in jeder Hinsicht sehr gut, so schrieb er zu öfteren Malen, und daß dies auch der Fall war, das bewiesen seine Geldsendungen, die er namentlich während der Krankheit seiner Mutter nach Hause sandte. Gerne wäre er auch zu dem Begräbniß seiner Eltern gekommen, allein die Pflichten seiner Stellung machten es ihm, zu seinem eigenen Schmerze, unmöglich, wie der treue Sohn auf die Trauerbotschaften hin heim schrieb. Dies in kurzen Zügen die Vorgeschichte der beiden Mädchen, die wir an jenem Frühlingssonntag auf dem Kirchhofe getroffen haben. Kehren wir zu ihnen zurück.

Gerade als sich das Schwesternpaar auf den Heimweg machte und auf den Dorfplatz einbog, trat der Briefträger des Ortes auf sie zu und meinte, indem er ihnen einen Brief überreichte, derselbe werde wohl von ihrem Bruder Christen aus Deutschland kommen, die vielen Poststempel wiesen wenigstens darauf hin. Hastig griffen beide danach, jedes wollte den Brief zuerst lesen, denn eine Nachricht vom Bruder er-

regte allemal große Freude bei seinen Geschwistern.

„Was schrybt er, iße Christi“, fragte Breni ihre Schwester Bethli, die den Brief geöffnet hatte und nun mit den Augen überflog. „Sä, da lies selber,“ erwiderte diese, „es schynt, er heigt es Bigli lengi Zyt und viel Arbiit u drum fragt er, ob nit hie umha öpper Glust hätti, uf z'cho zue-n-ihm, e chli zur Ushülff. Arbiit hätti er ne i Hülli und Füllti, u de syge dert umenandere süst no viel Plätz offe, bi andere Guetsherrschafte, die alli gern Schwyzer hättid, für-ne zum Beh z'luege. Die Inheimische verstande neua nit viel vo der Sach. V'sunders für jungi, frisch verhärateti Ghelütteni, wo arm, aber flyßig u astellig zu dere Sache wäre, ließt sich da ne guete Schid mache. U deswege müchti er, daß es paar vo syne Schuelkamerade sich die G'legeheit z'nuze mieche, es guets Ustomme wär-ne dert sicherer weder hie, wo eina dem andere nume vor der Sunne standi.“

„Ja, da het er allerdings recht,“ sagte Breni, „un i glaube, es gäbi gnueg Aspirante uf settig Plätz, mi brucht hie nit lang na derige z'sueche; aber da steit ja no meh im Brief.“

„Ja,“ fuhr Bethli wieder fort, „er meint z'letscht, ob nit eini vo-n-üs beide o es Cherli dert uf zue-n-ihm z'Dorf cho wellti, es plangi ihn, wieder ume-n-öpper vo syne Lüte z'gseh. Heim z'Dorf chönni er, so gern er wellti, leider nit. U zu dem hätti er einstiwile nötig, daß ihm öpper e chli si Jungg'sellehushaltig hulfi füere, es g'fehi e chli strub drin us. Bim beste Wille heigt er nit geng Zyt, ordli z'choche, z'fenge u was öppe d'Hushaltig so für Arbiit mit sich bringe. Lohn wetti er üs gä bis gnue, we sich eini chönti etschließe, e Zyt lang dusse z'blibe. Verdene thäte mir bi-n-ihm geng no meh weder hie, so meint er. Was glaubst du zu Christis Anerbiete, Breni?“

„Nu, i weiß selber no nit, was,“ erwiderte diese, „was üs beidi ageit, so wei mer das no z'erst mit der Großmueter berebe. Jg wenigstens bigähre nit furt, i bi hie no wohl gnueg. U we-mer einischt z'ame huse, i u mi Haut, so verdienet är mit sim Schrinere geng no meh, weder das mer bruche. Für mi isch es hie am schönste, was söllti dert ufna, wo me niemer versteit, wil si so hodütsch rede, u wo me o tener so Bärga g'seht wie hie. Aber du, Bethli,

bi dir isch es öppis anders, du bist no nit bunde, dir thätti's nume gut, e chli ga d'Wält a'z'luege. U we de Christi sövel Heiweh het, so wärs o nit schön, we niemer giengi ga zue-n-ihm gugge u-n ihm thätti zur Sach luege. Wenn's der de nit g'fällt, so chast ja jede Augenblick wieder hei cho. Derwile isch Großmueter bi mer guet gnueg uf g'hobe. Also was meinst derzue?“

„Ach,“ erwiderte Bethli, „i luegt gern e chli wie's dert ufna bim Christi usgsehi, aber es thuet mer doch e chli weh, vo hie furt z'gab, wo-n-i uf g'wachse bi, denn, wie du vorhi g'feit heßt, schöner is es niene weder daheim. Doch mir wei lose, was d'Großmueter derzue seit.“

Das geschah denn auch, aber die Greisin legte den Entscheid ganz in die Hände ihrer Enkelinnen. So entschloß sich denn Bethli dazu, und eines Morgens im Beginne des Frühsommers reiste unser Oberländermädchen unter den Segenswünschen der Großmutter, in Begleit mehrerer jüngerer Familien als Reisegesellschaft, die schnell entschlossen sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, nach dem fernen Sachsen ab. Auch Breni wollte ihre Schwester noch bis zur nächsten Stadt am untern Ende des Sees geleiten. Dort wurden noch Bekannte besucht, einige zur Reise unentbehrliche Einkäufe gemacht und nun nahmen die Schwestern unter Thränen und Küßen voneinander Abschied. Tief ging die Trennung den beiden zu Herzen, wie es bei treu sich liebenden Geschwistern, die im trauten Jugendleben, eins sich ans andere schließend, aufgewachsen waren, gewöhnlich der Fall ist, wenn das rauhe Geschid sie in reisern Jahren auseinander führt. Doch das Dampfroß pfiß, es war Zeit zum Einsteigen. Noch eine letzte Umarmung, ein gegenseitiger Händedruck, ein von Schluchzen ersticktes: „Behüte dich Gott, liebe Schwester, im fernen Lande, und schreibe uns recht oft, wie es dir geht, und grüße auch den Bruder Christen. Lebe wohl.“

„Lebe wohl!“ tönte es zum letztenmal aus dem Eisenbahnwagen, noch ein letztes Winken mit dem Taschentuche und dahin brauste der Zug mit den Deutschlandfahrern.

Lebet wohl, ihr lieben Berge,  
Meiner trauten Heimat Bier;  
Lebe wohl, du stilles Thälchen,  
Gold'ner Kindheit Spielrevier,

Grüß' zum letztenmal dich, Dörfchen,  
 Hingeschmiegt am Alpensee.  
 Scheidend von dem Vaterlande  
 Fühlt mein Herz des Abschieds Weh.  
 Und mit feuchten Augen blicke  
 Ich zurück zum sonn'gen Thal,  
 Winke grüßend dir von ferne  
 Lebe wohl zum letztenmal.

Von ihrer Reise ist wenig zu erzählen, da ihnen dabei nichts Besonderes widerfuhr. Unfere Alpenkinder hatten übrigens den ersten Abschiedsschmerz bald überwunden bei dem Anblick des vielen Neuen, das sich unterwegs ihren Augen darbot. Nur noch einmal wollte sich unserm Bethli eine Thräne ins Auge schleichen, als nämlich die Thürme der alten Stadt Basel ihrem Blick entchwanden und der Eisenbahnzug, die Schweizergrenze verlassend, in die deutschen Gauen hineinfuhr. Am dritten Tage kamen sie in die sächsischen Lande; wie fremdartig sah es da aus, so meinte Bethli wenigstens für sich selber. Ein fast beängstigendes Gefühl wollte es überkommen bei dem Anblick der großen, weiten Landebenen mit ihren wohlbebauten Rittergütern, von denen viele größer waren als manche kleine Alpengemeinde daheim. Und welche stattliche, schloßähnliche Herrschaftssitze mitten drin, von fürstlichen Gärten und Parkanlagen umgeben! Nebenan erhoben sich umfangreiche Oekonomiegebäude, um die herum geschäftige Dienstkleute hantierten, von einem gravitätisch daherschreitenden Verwalter oder Gutsinspektor beaufsichtigt. Dann brauste der Zug wieder durch Distrikte, wo lauter Fabriken mit schwarzen, hochragenden Schloten standen. Dies war besonders in der Nähe von Chemnitz der Fall, wo sich die zahlreichen Maschinenwerkstätten zur Holz- und mehr noch zur Eisenwerkzeugfabrikation befinden. Das hämmerte und schnurrte, stampfte und pochte, als hätte Vulkan selber hier seinen Sitz aufgeschlagen. Dazwischen schrillte das betäubende Pfeifen der Dampfzüge, die auf dem Gewirr von Schienensträngen hin und her schnaubten, alle mehr oder weniger im Dienst der Fabrikherren. Da kamen lange Wagenreihen mit Kohlen aus dem Bergwerksrevier, dem Blauenschen Grunde, um ihren Proviant hier zur Speisung der Dampfkessel abzuladen, während andere schwer beladen mit den Erzeugnissen dieser geräuschvollen Thätigkeit von dannen fuhren. Dumpf und schwer lagerte sich die mit

Kohlenstaub und qualmendem Rauch erfüllte Luft über der Gegend, was Wunder, wenn es unsern Reisenden da nicht besonders gefallen wollte. Doch nun war man im Bahnhof außerhalb der Stadt, wo die lange, ermüdende Fahrt zu Ende ging. Auch Bethlis Bruder, der sehnlichst erwartete Christen, hatte sich hier eingefunden; wie hatte sich der hier in der Fremde so verändert! Männlich, aber doch noch immer mit lustig blinkenden Augen, schaute er aus dem von einem dunkeln Vollbart umrahmten Gesichte heraus auf seine Schwester und ihre Reisekameraden. Beide blickten einander kaum eine Sekunde lang an, die Geschwister hatten einander schnell erkannt. Beide begrüßten sich nach Herzenslust. Nun reichte Christen auch den übrigen mit herzlichem Gruße die Hand, die meisten waren ja Spielkameraden von ihm gewesen. Und nun marschierte der kleine Zug in eifrigem Gespräch nach der eine halbe Stunde außerhalb der Stadt gelegenen Domäne, wo unser Oberländer Christen stationiert war.

Das war ein froher Abend, den sie alle zusammen da draußen in der einfachen Schweizerwohnung verlebten. Was hatten sie einander nicht alles zu erzählen, Grüße von Bekannten aus der alten Heimat auszurichten, Pläne und Ausichten gegenseitig zu besprechen. Dazwischen wurde auch eins gesungen und gejodelt, so daß die Zeit verstrich, man wußte nicht wie. Spät erst legte man sich zur Ruhe.

Als Bethli des andern Morgens erwachte und die Augen aufschlug, blickte es sich verwundert um und schien zuerst nicht recht zu begreifen, wie es in diese fremdartige Umgebung gekommen sei. Doch rasch besann es sich und stand nun eilig auf, es war schon hoher Tag; daheim war es nicht gewohnt, so lange in den Tag hinein zu schlafen, doch die Ermüdung von der langen Reise entschuldigte es diesmal zur Genüge. Unten vom Hofe herauf ertönte munteres Pfeifen, es war Christen, der seine Obliegenheiten bei der ihm anvertrauten Viehwart mit Hilfe der untergebenen Knechte längst besorgt hatte und nun einem der letztern einige Befehle zu irgend einer Feldarbeit erteilte. Bethli trat vor die Thüre der Wohnung; hell und klar schien die Sonne auf die Fluren nieder, auf denen Arbeitercharen mit der Heuernte beschäftigt waren. Es blickte in die Ferne, dort

zeigte sich eine waldgetrönte Höhe, aber einen Berg wie daheim könnte man das nicht nennen. Es war nur ein Ausläufer der Gebirge der sog. sächsischen Schweiz. Bethli wendete sich seufzend ab, wie war doch hier alles so anders! Den Blick zur Seite wendend, sah es da drüben, eine kleine Strecke von den Wirtschaftsgebäuden entfernt, das rote Ziegeldach mit den in der Sonne blinkenden Giebeln des Herrenhauses sich von dem sie umgebenden dunkeln Grün eines kleinen Parkes abheben. Und von dort her kam eiligen Schrittes ein junger, blühender Mann geschritten. Seine Schürmütze, sowie der grüne Schurz, den er trug, kennzeichneten ihn als Gärtner. Wie es schien, hatte er dem Christen einen Auftrag auszurichten; denn als er herangekommen, blickte er sich suchend um, und da er den Gesuchten nicht erblickte, weil derselbe momentan in die Remise getreten war, wendete der Bursche sein Gesicht mit dem blonden Schnurrbart und den treuherzigen blauen Augen Bethli zu. Verwundert starrte er die junge, ihm noch fremde Mädchengestalt da oben an der Treppe an, die in ihrer reizenden Oberländertracht ein schmüdes Bild darbot. Bethli errötete vor dem bewundernden Blick des Gärtners, der, selbst verlegen vor der neuen Erscheinung, ihr endlich in seinem drollig klingenden Sächsisch ein schüchternes „Guten Morgen“ bot; Bethli mußte sich umwenden, um nicht laut aufzulachen, so komisch kam ihr die Sprache und seine verlegene Haltung vor. Diese peinliche Lage wurde von dem herzutretenden Christen unterbrochen, der dem Sachsen von hinten einen Schlag auf die Schulter gab und lachend sagte: „Grüß Gott, Freund Martin, was treibt dich schon so früh von deinen Blumen in deinem Garten zu uns herüber, und was stehst du so links da, hast etwa schon Händel mit meiner Schwester gehabt, he?“

„O nein, das gerad' nicht,“ sagte der Gärtner, „aber der Herr läßt dir sagen, du solltest dich, sobald du Zeit habest, bei ihm einfänden, er habe etwas mit dir zu besprechen.“

„Soll geschehen, mein Wertester“, sagte Christen fröhlich zu dem aufs neue erglühenden Burschen, worauf sich dieser von dannen trollte.

Dann, indem er seiner Schwester einen „Guten Tag“ bot, sagte Christen schalkhaft zu ihr: „Mein Freund Martin scheint mir wieder ein-

mal auf der Suche nach einer neuen Rosen- oder Nelkenart zu sein, da er stets eifrig danach bestrebt ist, den Blumengarten seiner Herrschaft zu bereichern und zu veredeln. Hat er dich etwa um ein neues, seltenes Exemplar angefragt, wie?“

„Ach, schweig' doch mit deinen Späßen,“ sagte Bethli zu ihm, „du solltest mich nicht schon den ersten Morgen, da wir wieder beisammen sind, plagen, sonst gehe ich wieder heim.“

„Nichts für ungut, Schwesterchen,“ sagte der Bruder zu ihr, „ich meinte nur so. Komme du jetzt in das Haus, ich will das Frühstück bereiten, will heute noch den Koch spielen. Morgen ist es dann an dir, mir wieder nach echter Bernerart Kaffee und Rösti zum z'Morgen aufzutischen, verstehst du, und daß du mir Ehre einlegst und diesen Sachsen einmal zeigtst, wie die Oberländermädchen wirtschaften können! Und nun geh' und wecke mir deine Reisegenossen, denn die scheinen noch tief in den Federn zu stecken.“

Bethli ging, froh, von seinem neckischen Bruder fortzukommen. Bald saß die ganze Schweizergesellschaft lachend und schwagend bei ihrem Frühstück. Nach Beendigung desselben ging Christen mit seiner Schwester zu Herrn D., während die übrigen, von dem Gutsinspektor begleitet, die Einrichtungen in Haus und Feld besichtigten.

Freundlichst begrüßte der Gutsherr unsern Christen und seine Schwester, indem er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß die letztere so stark gewachsen und so frisch erblüht sei, wie eine ihrer heimischen Alpenrosen. Als er das letzte Mal die Schweiz besuchte, sei sie ja noch zur Schule gegangen u. s. w.

Auf Christens Empfehlung hin nahm er bereitwilligst seinen Kameraden B. nebst dessen Frau zur Aushilfe auf der Schweizerei in Dienst. Für die übrigen wußte er ebenfalls sehr gute Plätze bei seinem Gutsnachbar, dem Fürsten A., der auch daran war, seine Viehzucht von Schweizern betreiben zu lassen, und wohin Herr D. persönlich die Oberländer begleitete, um dieselben dort vorzustellen und zu installieren.

So waren denn unsere Auswanderer aufs beste versorgt.

Bethli hatte sich auch bald in den neuen Haushalt eingelebt, dem es nun in munterer

Rührigkeit und unter Mithilfe von P.s Frau getreulich vorstand. Bruder Christen meinte oft, er komme sich wie ein Herr in seinem Reiche dienstbarer Geister vor. Herr D. hatte seine helle Freude an den thätigen, aufgeweckten Oberländern, die nach gethaner Arbeit in munterem Verein ihre einfachen Volkswesen und Alpenlieder zum besten gaben.

Zu öftern Malen neckte der immer zum Spaßen aufgelegte Christen seine Schwester wieder mit dem jungen Gärtner, der nach jener ersten Begegnung mehr als sonst früher die Gesellschaft Christens suchte, der übrigens schon vor seiner Schwester Ankunft ein guter Freund von ihm war.

Das frische, fröhliche Wesen des Schweizermädchens zog den Martin, so hieß der Gärtner, sichtlich an, und auch Bethli schien an dem stillen, bescheidenen jungen Mann Gefallen zu finden. Daher Christens stete Neckereien, mit denen er aber keineswegs seine Schwester von einem Verhältnis mit dem in sehr guten Vermögensverhältnissen stehenden Burschen abzuschrecken gedachte. Er kannte denselben als einen braven Charakter, auch der Gutsherr schätzte ihn, da er zu seiner vollsten Zufriedenheit das sehr einträgliche Amt des Gärtners seit seines Vaters Tode versah. Seine Mutter, eine schon betagte, jedoch noch immer rüstige Matrone, führte ihm das Hauswesen.

Als Bethli erst einmal mit ihr Bekanntschaft gemacht hatte, saß es, so oft sich ihm eine Gelegenheit bot, drüben bei der freundlichen, klugblickenden alten Frau in der netten kleinen Gärtnerwohnung, die stets schmutz und sauber wie ein neues Nürnberger Spielzeug aussah. Auf ihre Fragen erzählte ihr das Mädchen von seiner Heimat in den schönen Oberländerbergen, von seinen Verhältnissen, dem traurigen Schicksal seiner Eltern und von tausend anderen Dingen, die sein Denken und Fühlen in Anspruch nahmen. Auch bewunderte es die vielen Blumen, da es ohnedies von Hause aus eine wahre Blumenliebhaberin war, und machte sich daran zu schaffen.

Die offene, treuherzige Art Bethlis, das, flink wie es war, der Greisin zuborkommend in der Verrichtung der Hausgeschäfte zur Hand ging, verfehlte ihren Eindruck nicht auf dieselbe. Im stillen billigte sie die Herzenswahl ihres Sohnes, die ihrem Scharfblick kein Geheimnis

mehr war, vollkommen. Daß Bethli die Blumen so wert hielt und sich ihrer Pflege annahm, setzte ihr bei der Gärtnerwitwe einen Stein mehr ins Brett. Dieselbe hielt, welt-erfahren wie sie war, sehr viel auf jenen bekannten Spruch, der, wie sie behauptete, sie noch nie betrogen, nämlich:

Was Herz die Blumen liebt und ehrt,  
Ist selbst auch gut und unsrer Liebe wert.

Doch ich beabsichtige hier keinen Roman zu schreiben, sondern erzähle nur kurz, daß im nächsten Frühling auch wirklich die Verlobung Bethlis mit dem Gärtner Martin stattfand.

Das gab eine schöne Hochzeitsfeier in dem fernen Sachsen, just gerade in den schönen Mattagen, wo auch die Natur in Blütenpracht und Sonnenglanz wie in einem Festkleid prangte. Alle die Schweizer, die damals mit der jungen Frau hergereist waren, wurden zu der Feier geladen, die nach der Trauung in der Dorfkirche bei des Gärtners Wohnung stattfand. Selbst der Gutsherr samt seiner Gemahlin, die dem jungen Paare, das hoch in ihrer Gunst stand, bereits ein prächtiges Geschenk zur Hochzeit gemacht, fand sich im Vorbeigehen auf einen Augenblick bei der fröhlichen Gesellschaft ein, die ihm allseits ein herzliches Willkommen zutrank.

Auf Christens Vorschlag wurde dann dem freundlichen Herrn zu Ehren ein rasch improvisiertes Konzert zum besten gegeben. Bald brauste munterer Gesang der klaren Bergstimmen aus den noch jugendlichen Kehlen, bald heiter und lustig, bald wieder tief ernst und gemütvoll, wie die Ruhnschen Lieder sind, die von unsern Schweizern hier vorgetragen wurden. Es folgte z. B. dessen „I de Flühne ist mys Lebe“, dann das sinnige „Es trurig's Stückli will ech zelle“, das die Sage von der Entstehung der Alpenrose behandelt. Auch der Ruhnschen „Der Us-tig wott cho“ u. s. w. wurde hell und frisch in die lachende Frühlingslandschaft hinausgejodelt, daß es eine wahre Freude war. Zuletzt folgte das heimwehathmende Lied jenes Alpensohnes in der Fremde, worin er seiner Sehnsucht nach dem Heimatthale in so rührender Weise Lust macht.

B'hüet Gott mys heimelig Alpethal,  
Mys Hüft versteckt in de Bäume,  
Wo d'Amsle singt u der Rinderstrahl;  
Ach, g'fäch i di bloß no es einzig Mal!  
Mys Mütterli, brieggift beheime?

Dieses Lied, mit innigem Ausdruck gesungen, weckte selbst in den Herzen der Vortragenden ein Gefühl des Heimwehs, am tiefsten war Bethli, die junge Frau, davon ergriffen, unwillkürlich schluchzte sie laut auf.

Der Gutsherr dankte gerührt den treuen Alpenkindern für den Genuß, den sie ihm mit ihrem so gemütvollen Gesange gewährt hatten, und bot dann dem neuerbundenen Paare seine besten Glück- und Segenswünsche zu ihrem ferneren Wohlergehen, worauf er sich von den ihm dankenden Burschen verabschiedete.

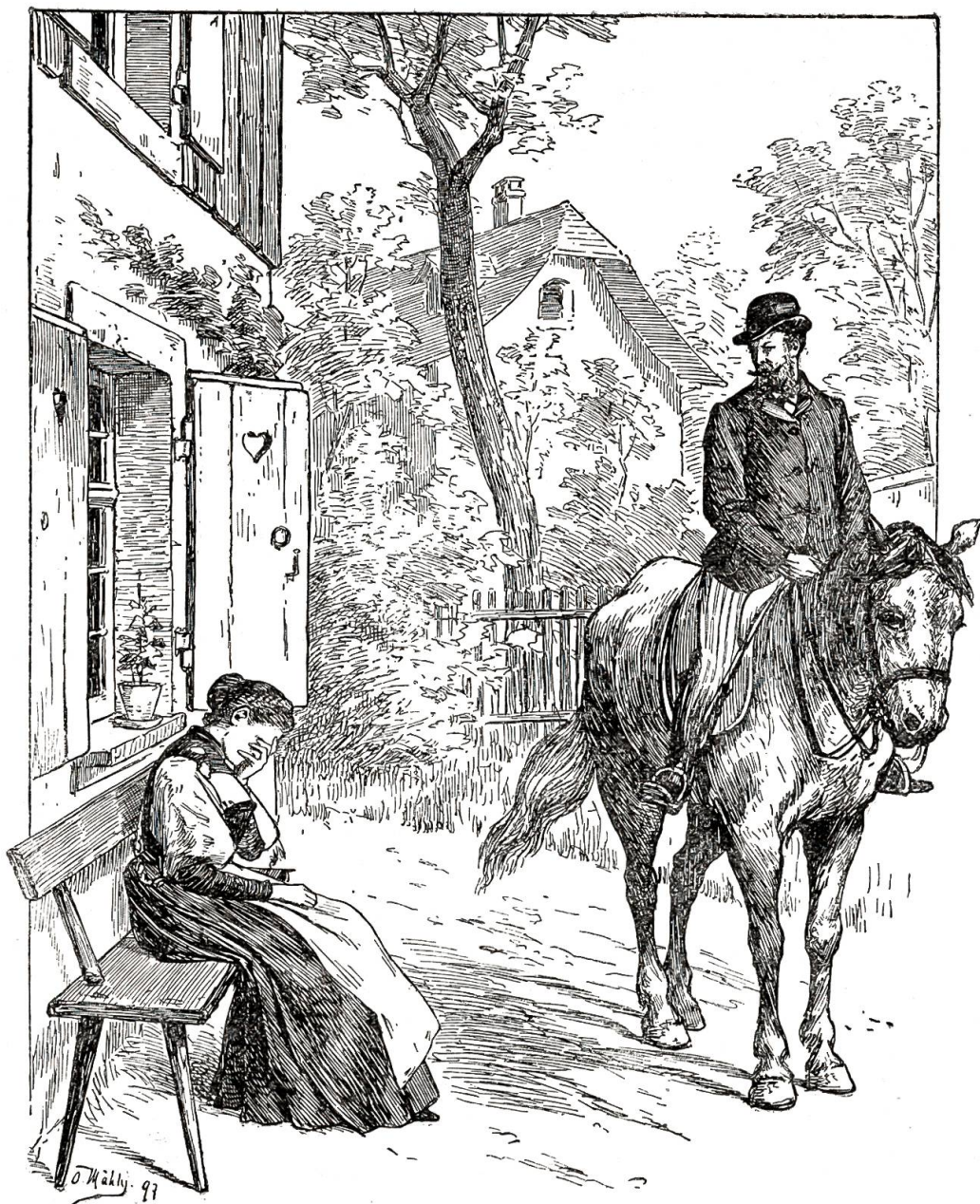
Das Fest war verrauscht, die Alltagsarbeit wieder in ihre Rechte getreten. Bethli war in die Gärtnerwohnung eingezogen, wo die beiden Eheleuten ein glückliches, arbeitsames Leben zu führen begannen. Martin war stolz auf seine hübsche Schweizerin, die ihm in seiner Gartenarbeit so wacker zur Seite stand. „Die Alpenrose“, meinte Martin oft lächelnd zu sich selber, „sei doch die schönste in seinem Rosengarten.“ Auch seine Mutter lebte neu auf in dem Anblick ihrer Kinder. Doch es giebt keinen sonnigen Tag, der nicht seinen Schatten hätte. Es entging Martin und seiner Mutter nicht, daß Bethli nicht mehr die vorige Heiterkeit zur Schau trug, wie vor ihrer Hochzeit. Mehr und mehr lagerte sich ein tiefer Ernst über die sonst so blühenden Züge. Oft hielt sie mitten in einer begonnenen Arbeit inne und blickte wie geistesabwesend vor sich hin ins Leere. Teilnehmende Fragen von seiten des besorgten jungen Mannes und der alten Mutter beantwortete sie mit Kopfschütteln. Martin, der sich nicht bewußt war, sich eines unziemlichen Betragens gegenüber seiner Frau schuldig gemacht zu haben, litt selbst unter der gedrückten Stimmung derselben. Auch der sonst so muntere Christen bekümmerte sich tief um seine leidende Schwester; soviel er auch in sie drang, ihm den Grund ihrer Schwermut mitzuteilen, konnte er nichts aus ihr herausbringen, und oft brach sie dabei in einen Strom von Thränen aus. Ihre Angehörigen thaten ihr zu Liebe, was sie konnten; aber es waren eitle Bemühungen, der geheimnisvolle Bann, der auf der jungen Frau zu liegen schien, wollte nicht weichen. Wohl nahm sich Bethli oft zusammen, ihrem Manne gegenüber heiter zu erscheinen, aber es wollte ihr nicht gelingen; immer wieder versank sie in Traurigkeit zurück. Ein namen-

loses Sehnen hatte ihre Seele erfaßt, wonach, darüber wußte sie sich selbst keine klare Rechenschaft zu geben. Daß auch ihr Aussehen unter diesem Uebel litt, brauchte kaum bemerkt zu werden. Sonst blühend und frisch wie eine Malrose, zeigte ihre Gesichtsfarbe eine fast fahle Blässe. Die sonst so heiteren Augen starrten trüb in die sommerlichen Fluren hinaus, zuweilen unterbrach ein herzbrechendes Schluchzen diese sonderbaren Träumereien.

Eines Tages erblickte der eben vorbeireitende Gutsherr die wieder vor sich hinbrütende junge Frau, die einsam auf einer Bank hinter der Gärtnererei saß. Kopfschüttelnd betrachtete der menschenfreundliche Mann die Einsame; er erkannte sie fast nicht wieder, so verändert hatte sich dieselbe in kurzer Zeit. Gütig forschte er nach dem Grund ihrer Traurigkeit, allein sie schüttelte wie immer das Haupt, während sie statt aller Antwort zu weinen anfang. Unangenehm davon berührt, ritt Herr D. weiter, zu dem Gärtner, den er zur Rede stellte, ob er der jungen Frau etwas habe abgehen lassen u. s. w. Martin erzählte klar und offen den Verlauf des Leidens seiner Frau und daß er sich nicht den geringsten Verstoß gegen dieselbe habe zu schulden kommen lassen. „Vielleicht ist sie gemütskrank, ich werde Ihnen meinen Arzt schicken, der versteht sich auf so was.“ Mit diesen Worten ritt der Gutsherr nach Hause.

Am folgenden Tage kam der Doktor, ein bereits bejahrter Herr, der mit seinen scharfblickenden Augen hinter seiner Brille hervor die Kranke betrachtete und einige teilnehmende Worte an sie richtete. Dann ließ er sich alle Nebenumstände dieses abnormen Zustandes erzählen. Darauf meinte er, unverkennbar stamme der Grund oder besser gesagt der Anfang zu dieser Schwermut von ihrem Hochzeitstage her. Jenes damals gesungene Heimwehlied habe den vielleicht schon lange in ihrem Gemüte schlummern den Keim des Heimwehs zum vollen Ausbruch gebracht. Dieser wunderbare Gemütszustand sei fast allen in die Fremde gezogenen Alpenkindern gemein. Er selbst habe einen Bruder, der, ebenfalls Arzt, sich eine Zeit lang in Amerika aufgehalten habe und der dort zahlreiche derartige Fälle an heimwehkranken Schweizern zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Nur ein zeitweiser oder je nach Umständen dauernder Auf-





enthalt im Vaterland könne solchen Schwermütigen Heilung verschaffen. Gar mancher, der hierzu keine Gelegenheit hatte, oder dessen Übel schon zu weit fortgeschritten gewesen, sei an diesem Leiden infolge gebrochenen Herzens gestorben.

Also stimme er dafür, Bethli solle für einige Zeit nach Hause in die frische Alpenluft verreisen; er garantiere dafür, daß die junge Frau bald wieder ihre volle Gesundheit und Munterkeit erlangen werde. So sprach der Arzt.

„Warum hast du uns das nicht eher gesagt,

daß du Sehnsucht nach der Schweiz hast, ich hätte dich herzlich gerne ein wenig heimgehen lassen“, sagte der Gärtner liebevoll zu seiner Frau.

„Ach, das Heimweh,“ antwortete diese, „ich wußte es ja selbst nicht recht, was mich so plagte und wonach ich mich so sehnte, bis es mir der Doktor selbst sagte; o das Heimweh“, meinte sie dann wieder, indem sie schluchzend ihr Gesicht verhüllte.

„Beruhige dich, liebe Schwester,“ sagte Christen, der dabei stand, „morgen reisen wir beide nach der Schweiz, denn ich komme mit, möchte selbst gerne wieder einmal in mein liebes Oberland, von dem ich schon so manches Jahr entfernt gewesen bin.“

„Auch ich,“ sagte Martin, „käme gerne mit euch, selbst die Heimat meines Bethli kennen zu lernen, von der ich schon so viel Schönes gehört habe, aber ich kann eben leider nicht abkommen, wer sollte sonst dem Herrn den Garten besorgen?“

„Also reise mit Gott, meine Tochter,“ sagte die alte Schwiegermutter zu Bethli, „und komme uns bald wieder so gesund und blühend, wie du das erste Mal in unser Sachsen gekommen bist.“

„Ja heim, nur heim“, sagte Bethli, bald lachend und dann wieder weinend.

Ihm ward so wohl und dann doch auch wieder so weh bei dem Gedanken, sein Heimatland wieder zu sehen, daß es hätte in die Worte des Liedes ausbrechen mögen:

„Und ist's auch schön im deutschen Lande,  
Da, wo der biedere Sachse haust;

Wo ich geboren bin, da möcht' ich sterben,  
Im lieben Land, wo meine Aare braust."

Schon am folgenden Tage wurde der Plan ins Werk gesetzt, Christen reiste mit seiner Schwester nach der Schweiz. Ob auch das Dampfboot in leuchtender Eile dahin raste, Bethli hätte ihm noch Flügel wünschen mögen, um schneller nach dem ersehnten Ziele hin zu fliegen.

Endlich tauchten am Horizonte die dunkeln Schwarzwaldhöhen empor, dann kam der Feldberg im badischen Wiesenthal, und nun erhoben sich die Türme der Stadt Basel vor ihren Blicken, die Schweiz war erreicht.

Die Reisenden stiegen aus, Bethli hätte auf die Kniee niederstürzen mögen, um den geliebten Boden seines Vaterlandes zu küssen. Nur die Scheu vor den Mitreisenden hielt es davon ab, die ohnedies das sonderbare Gebaren der bleichen jungen Frau längst beobachtet hatten. Mit wahrer Wonne ließ es das heimelige, herzerquickende Schweizerdeutsch an sein Ohr dringen. Bald fuhr der Zug weiter, und als man erst den

Hauenstein hinter sich hatte und südwärts die eisumschleierten Firnen der Oberländer Hochalpen im Sonnenglanze schimmern sah, da kannte das Entzücken des heimwehkranken Alpenkinds keine Grenzen mehr. Gineillen hätte es mögen, sie alle an die treue Brust zu drücken. Christen ward fast besorgt um die Schwester, die von einem Extrem ins andere fiel, vom tiefsten Schmerz und der düstersten Traurigkeit in die höchste Freude; doch ihr Geist nahm keinen Schaden, und je näher man dem Oberlande kam, um so ruhiger ward sie. Und als man erst per Dampfboot auf dem blauen Alpensee zum

Heimatdörfchen hinanfuhr, da hatte in Bethlis Herz eine stille, aber um so innigere Freude Platz gegriffen. Der geheimnisvolle Bann des Heimwehs war gebrochen.

Kostig angeglüht vom letzten Widerschein des untergehenden Tagesgestirns, so prangten rings die Stirnen der trauten Berge, als wollten sie damit der geprüften Dulderin ihren Will-



kommensgruß zuwinken. Bei einbrechender Nacht saß man endlich im Kreise der lieben Angehörigen bei der Schwester Breni und ihrem wackeren Manne, dem Schreiner Hauf; auch die alte, aber fast erblindete Großmutter lebte noch. Welch herzliches Begrüßen und Bewillkommen nun von beiden Seiten folgte! Bald fanden sich auch Nachbarn und frühere Bekannte ein, da ging es nun an ein Erzählen und Bewundern, das kein Ende nehmen wollte.

Wie von einer drückenden Last befreit, so atmete Bethli wieder froh und frei, als es nun unter dem fröhlichen Lachen und Schwätzen

seiner Jugendgespielen saß. Gottlob, man war ja daheim.

Daheim! daheim! welch liebes Wort,  
Wie schlägt es mich in Band'!  
Der Heimweh'schmerz, er trieb mich fort  
Zum fernem, fremden Land.  
Er trieb mich her von Deutschlands Gau'n,  
Zum Vaterhaus zu eilen,  
An Alpenpracht mich zu erbau'n,  
Durch Bergluft mich zu heilen.

Ja, durch Bergluft geheilt, das wurde unser Bethli gründlich. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt im Oberlande, die Ausflüge in Berg und Thal, kurz, der Besuch all der Orte, die ihm durch Erinnerungen aus der Kindheit teuer waren und die es im Verein mit dem Bruder ausführte, und vollends der Umgang mit den Bekannten und Verwandten übten den günstigsten Einfluß auf das Gemüt unserer Heldin aus. Bald konnte man wieder an die Rückkehr zu dem verlassenen jungen Strohwitwer im Sachsenlande denken. Zwar legte Christen zuvor seiner Schwester doch noch ernstlich die Frage vor, ob sie sich auch stark genug fühle, zum zweitenmal die Brücke hinter sich abzubringen, die sie mit der Heimat verband, er befürchte nämlich die Wiederkehr jener Traurigkeit, wenn Bethli wieder dauernd nach der „Fremde“ verreiselt sei. Doch dieses sagte entschlossen: „Sei ohne Sorge, ich fühle mich stark genug, mit dir zu gehen. Der böse Bann, der mich so lange gefangen hielt, ist weg, ich fühle mich leicht und frei, nun ich meine Heimat noch einmal begrüßen durfte. Vor dem Heimweh bin ich nun sicher, ich gehe wieder zu meinem Manne, an dessen Herzen soll fortan meine liebste Heimat sein.“

Bethli und sein Bruder verabschiedeten sich zum zweitenmal von ihren Angehörigen. Die alte Großmutter gab ihnen ihren Segen. „Es wird wohl das letzte Mal sein,“ sagte sie dabei; „falls ihr noch einmal heim kommt, werde ich wohl nicht mehr sein. Gott geleite euch glücklich im fremden Lande draußen.“ So reisten denn die beiden wieder von dannen. Bethli verlebte eine recht glückliche Lebenszeit im Kreise mehrerer Kinder und an der Seite ihres geliebten Mannes. Sie hatte ihre Rückkehr nicht zu bereuen. Sie war fortan gefeit gegen das „Heimweh“.

## Über die Wutkrankheit.

Die Wut, Tollwut, kommt hauptsächlich bei Hunden, Katzen, Wölfen, Füchsen, Mardern und Dachsen vor und kann durch Bisse auf alle andern Haustiere und den Menschen übertragen werden. Sie verläuft stets schnell und die daran erkrankten Tiere gehen regelmäßig zu Grunde. Sie entsteht nur infolge Ansteckung und tritt sowohl feuchenartig als auch sporadisch, d. h. in vereinzeltten Fällen, auf. Die Ansteckung mit Wutgift erfolgt in der Regel dadurch, daß wütende Hunde oder Katzen Menschen oder Tiere beißen. Der Ansteckungsstoff, das sogenannte Wutkontagium, ist hauptsächlich im Speichel und Geißer enthalten, und zwar schon vom Beginne der Krankheit an bis noch einige Stunden nach dem Tode. Weil der Ansteckungsstoff sich nicht in der Luft verflüchtigt, so findet die Ansteckung auch nur durch direkte Übertragung, d. h. durch Bisse wütender Tiere, statt. Höchst selten jedenfalls kann durch bloßes Beledern des Gesichtes und der Hände eine Ansteckung vorkommen. In diesen Fällen waren aber an Gesicht und Händen Schürfungen und Risse, wenn auch nur ganz kleine, vorhanden. Die durch wütende Tiere erzeugten leichten Schürfungen sind gefährlicher als größere Verwundungen, weil im letzteren Falle der Ansteckungsstoff durch das Blut weggespült wird. Von den durch tolle Hunde gebissenen Tieren erkranken 40—70%. Eine Heilung von Menschen oder Tieren, bei welchen die Wut schon ausgebrochen ist, wurde bis jetzt nicht beobachtet. Die Zeit, welche von der Verbringung der Bißwunde bis zum Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen verstreicht (Incubationsstadium), beträgt bei Hunden 3—10 Wochen, höchst selten nur eine bis zwei Wochen; bei Pferden 2—12 Wochen; bei Rindern 3—20 Wochen; bei Schafen, Ziegen und Schweinen 2 bis 3 Wochen; bei Katzen 2—4 Wochen; bei Menschen 2—12 Wochen.

Die Krankheitserscheinungen treten bei Hunden unter zwei Formen auf. Man unterscheidet nämlich eine sogenannte rasende oder tolle Wut, welche häufiger, und die stille oder paralytische Wut, welche seltener vorkommt. Im Verlaufe der Tollwut können gewöhnlich drei Stadien, Abschnitte, unterschieden werden. Das Initial- oder Vorbotenstadium, welches 1—3 Tage dauert;